

Schindpocken und quoaden während des Vorgerichtes Hgaretten, die sie nach einigen raschen Zügen auf dem Teller verdrücken.

Ellie war anfänglich ziemlich still. Das russische Airo-interessierte sie. Zunächst der Doktor Arnulow: ein großer, sehr schlanker Herr im Smoking mit ungehärteten weißen Fingerringen, in dem zwei Brillanten blühten. Er hatte ein blaues, feingelöstes Gesicht, bartlos, mit tief unter edig vorprunender Stirn liegenden, stark umfärbten Augen und weichen braunen Haar, das ihm ungeheuerlich lockte. Die Schönheit seiner Hände fiel Ellie auf; sie waren lang und schmal, mit spitzen Fingern und gutgeheilten Nägeln. Aber die Bemerkung seiner Hände hörte Ellie ein wenig. Arnulow's Hände zuden kräftig; immer spielten die schlanken Finger wie in freier Luft. Nervosität, Irrationellität, aus, kimmerten sich, brachten die Zigarette, zerbröckelten das Weibchen.

Ein merkwürdig nervöses Gesichtspöden war auch die kleine Lewjtsch an seiner Seite: Ihre schmalen Schultern ruckten und zuckten, die wichtigsten Sünde führten hierhin und dahin, Hüder das dumme Gesicht glich immer eine ganze Stala wackelnden Empfindens. Ein seltsames Wesen auch in ihrem Wesen. Auf einem hochgehobten, ungemüht sein gestülberten Körper ein ausdrucksvolles Köpchen; ein von Schwarzem Wohlhaue umrahmtes Gesicht von tief brünettem Haar; große glänzende Augen unter starken, aber der Nase sich neigenden Brauen; ein sehr rotwoll gefärbtes, aufstehendes rotes Mund und ein letzter dunkler Flaum auf der Oberlippe. Das Ganze entstehenden plant und auch ungewöhnlich, raffig und temperamental. Im Gegenfatz zu ihr war Fräulein Tichonow, eine volle Blondine mit wunderhübscher Hautfarbe und sanften blaugrauen Augen, rüdig und gemessen und fast plastisch in den Bewegungen, sprach ein sehr korrektes Grammatikdeutsch, lächelte gern, lachte aber niemals laut und sah fernzugerade aus ihrem Stuhl.

Aus der Unterhaltung erlah Ellie, daß die beiden Damen schon seit drei Jahren in Berlin wölkten, nachdem sie vorher in Genf und Paris studiert hatten. Sie waren zu ihr von einer ausgehulten Lebenswürdigkeit, doch aber auch ein wenig zurückhaltend, während sie unter sich sehr intim zu sein schienen und ebenso zu Katja, die sie nur mit Vornamen nannten, während Doktor Arnulow immer bei der respektvollen Anrede blieb.

Schon bei der Modestie hatte Katja nach „Pomni“ gerufen. Er kam denn auch: zwei glänzenden Pommerz Greno, die Katja auf den Tisch zu stellen befohl. Sie selbst und Arnulow übernahmen das Schenkamt. Ellie trank gern ein Glas Sekt, war aber um so vorsichtiger, als sie sah, mit welcher Helt die Russinnen die Spiegelgläser leereten. Schließlich hob die kleine Lewjtsch ihren Reih beiseite und ließ sich das Wasserflasche mit Champagner füllen. Alle Wetter, was konnte dieses winzige Peröden beitragen! Sie änderte ihr Benehmen nicht, blieb lebhaft wie vorher, ließ sich aber keinen Augenblick in ihrer Haltung geben. Nur einmal, gegen Einzug der Wägen, schien es, als mache sich die Wirkung des Getranke bemerkbar. Da begann Salo Lewjtsch den Doktor Arnulow mit Brotgläsern zu bombardieren und überschüttete ihn unter bestem Lachen mit einem Schwarm russischer Worte. Arnulow antwortete ebenfalls raffig; dann lachte Katja, legte aber zugleich mit ihrer Bewegung den Zeigefinger auf den Mund, als wolle sie zur Vorsicht mahnen, und ließ einen raschen beobachtenden Blick über Ellie und Christel schweifen. Ellie ging ihn auf, und Katja erödete leucht; Christel stied gerade das Mädchen in ihren Sektglas und küßte über eine Bemerkung der Tichonow. Sie war sehr vergnügt. Das ideale Gelege geziel für entschieden. Ellie streifte sie zuweilen etwas befragt mit den Augen: die kleine konnte abgibt nichts beitragen.

Zwischen jedem Gang qualmeten die Hgaretten. Neben den Tisch krugener blaugraue Wandstreifen. Schon einmal war der Champagner erneuert worden. Ellie bemerkte, daß Katjas Gesicht dunkelrot geworden war: es purpurne unter der flammenden Wägen. Sie sah ihr zur Rechten. „Zeit doch nicht so viel“, flüsterie sie ihr zu. Katja schaute sie groß an, brach dann in schallendes Gelächter aus und griff wieder zum Glase. „Owe, Säugling!“ rief sie ihr zu:

„Ist nicht so langweilig! Das Leben ist kurz! Aus, Ellie!“ Und sie goß den Sekt in die Rehe.

Es war ein weges Schlopper, ein seltsam Schlangen und Sacken. Ellie hatte vorhin die Mägen nur vorläufiger wollen: jetzt fühlte sie wirklich ein leichtes Kröchen in den linken Schläfe. Der Quatm belästigte sie; es wurde auch heiß in dem kleinen Zimmer. Die rasende Redefluß der andern war ihr kaum noch verständlich. Salome erzählte Manimartengeschichten, die sich gerade noch auf der äußersten Grenze zwischen Schlichtheit und Grivolität bewegten; dabei brannten ihre Augen und der schmähliche Körper schäuferte unter dem Einfluß ihres Sagens und Vorlesens. Dazwischen sang die laute Altstimme Werens, die in wohl gerundeten Sätzen die letzte große Kunstausstellung beschilderte. Arnulow hatte den Kopf zu Christel hinabgeneigt und sprach leise zu ihr. Auch Christels Mägen waren heiß geworden.

Wenn die Lüge ging, fluteten die Rauchstreifen über dem Tische durcheinander. Einmal erschlen der erste Gerant des Quatms. „Ein Durchschlag aufziehen?“ fragte er auf französisch. „Seht, lieber Maniue Werens,“ gab Katja zurück, „aber bitte, lassen Sie sich und Käse verschwinden — dann Kaffee und Obst!“ Arnulow bat um eine Hgare. Zu Ellie Entzügen säuberte sich auch Salome eine lange und schwere Habanone an. „Das kann ich nicht“, erklärte Katja, „aber eigentlich ist es richtig: man muß alle Genüsse probieren.“ Und sie nahm gleichfalls eine Habanone, rauchte ein paar Glage und legte sie dann wieder fort: „Oh done — man muß doch nicht von allem haben.“ Und dann küßte sie sich ungeniert die Taille auf, markierte einen Ausschritt und sagte: „Es ist verdammt heiß.“

Mit dem Kaffee erschienen zahlreiche Gäste. Man trank Kämmel, Carrouse und Cognac. Dann wühlte Katja bildlich noch einen ganz herbes Sekt. „Wuschinka, ihr können ja nicht mehr!“ rief Ellie. Aber Salome hob in die Hände. „Samose Idee, Katja! Einen herbes Sekt! Das erfrischt uns wieder!“

„Beschlen Durchlaucht Mumm Gordon zunge?“ fragte der Kellner. „Was Sie wollen, mein Herr,“ sagte Katja; „nur herb auch er sein! Herb wie das Herz dieses Jungfräuleins!“ Und sie stüpte Ellie auf den Rücken. Arnulow zeigte seine Straß. Die Lewjtsch setzte sich auf einen Stuhl, und er hob sie mit einer Hand mitunter dem Stuhl in die Höhe. Dann raffte Salome ihre Röde und sprach über den Stuhl. Katja sprach nach. „Wera, wollen wir einmal preisringen?“ rief sie; „wetten, daß ich Sie werde, obwohl Sie anberhalb Köpfe größer sind!“

Zum Glück kam der Wamm, und die Wette unterließ. Der Kellner wollte die Gläser füllen. Aber Katja rief: „Maus, wann der Flicht! Das mögen wir selbst!“ Der Sekt perkte und schäumte in den geschliffenen Pokalen. Katja nahm ein Glas und lektete auf den Tisch. „Maus, meine Herrschaften!“ sagte sie, „ich will eine Rede schwingen! Gelleites Volk! Meine Herren und Damen! Ich proponiere: erstens allseitige Brüderlichkeit. Zweitens jeden Dienstenag ein Synphonien!“ — Bei „zweitens“ schämte sich Katja dem Worte „Synphonien“ wurde sie totschweigend. Arnulow hob sie vom Tisch und legte sie auf den Diwan. Aber sie sprach schnell in die Höhe, griff in den Sektflügel und saß sich mit Wasser und Gläsern über das Gesicht. Sie trank. „Auf“, rief sie, „seht ihr mir wieder wohl!“

„Gehen wir,“ flüsterie Ellie Arnulow zu, „es ariet aus.“ Arnulow vernichte sich und rief Salome ein paar russische Worte zu. „Nicht gehen!“ sagte Katja. „Ander, verlaßt mich nicht!“ — Stürmisch marxante sie einen nach dem andern. „Arnulow — ich enterde die, wenn du gehst!“ — „Durchlaucht, es ist hohe Zeit. Seht, zieh dich an.“ Er hatte auch die letzten Worte deutsch gesprochen. Einige russische Sätze folgten. Er schien mit einer letzten Besehungheit zu kämpfen. Man umringte Katja; Salome hing wieder an ihrem Hals und küßte sie. „Ihr seid treuherzige Reder“, rief Katja; „Ellie — Christel, wollt ihr denn auch schon fort?“

„Katja, ich verwerde vor Kopfweh; ich muß an die Luft,“ schünten Dank.“ Christel wurde von Salome auf beide Wangen geküßt. Ellie sah beiß auf, da wollte die Lewjtsch die Betreuer lüchelt nicht. Aber ihre heißen Fingerringen hielten die Hand Ellie fest umspannt. „Beschlen Sie uns doch auch einmal,“ bat sie mit girrender Stimme, „wir wohnen alle nebeneinander. Es ist sehr gemüthlich.“ Ellie neigte zustimmend den Kopf, aber mit dem festen Vorfatz, der Un-

terderung unter seinen Umständen zu folgen. Sie annerte was, als sie brauchen war. „Christel, was noch kaufen?“ fragte sie Christel. „Christel schaute sie verwundert an. „Wann denn nicht?“ fragte sie zurück. „Zeit zu beschließen, die, dumme Idee,“ entgegnete Ellie schroff. „Sie wünte eher offenen Drofsatz. „Steig ein! Auf dich ist gerade zu wenig Verlaß wie auf Katja.“ (Vorlesung folgt.)

„Heimliche Ehe“ von Cimarosa.

Eine Einführung von Leopold Casir.

Nachdem das hallische Stadttheater in seinem Julius alter Weibchenwerte der opera buffa die „sera padrona“ von Pergolesi und „Doktor und Apotheker“ vom Dilettando gebracht hat, wird das schlichte Juchel dieser Kunstgefaltung folgen, die heute kaum noch dem Namen nach bekannte „Heimliche Ehe“ (matrimonio segreto) von Cimarosa.

Es ist unergreiflich, wie tief dem oft bellagigen Mangel an guten Spielern viele gestohlt, lebenswürdigen Müßiggänger ihren überaus lustigen, humorvoll-tränken von Verstande konnte. Die einzige Erklärung würde, daß der beispiellose Erfolg, der gerade dieser Ehe beschieden war, sie durch zu häufige Aufführungen hat unmodern werden lassen. Wie so großer ist die Freude, eine solche Kostbarkeit heute wieder aufzuführen und ihre unverbesslichen Reize bewundern zu dürfen.

Kaiser Leopold II. der Cimarosa im Jahre 1792 als Hofkapellmeister anstelle von Salteri nach Wien berief, war von der „Heimlichen Ehe“, die im selben Jahre dort komponiert wurde, so begeistert, daß das Werk auf sein Verlangen an einem Abend zweimal gegeben werden mußte, ein Vorgang, der in der Geschichte der Oper kaum je wiederzuerwarten. Als die Verlegung Cimarosas nach Wien erfolgte, fand der gelehrte Komponist, der seit 1788 als Kammerkomponist der Kaiserin Katharina II. in St. Petersburg gelebt hatte, auf der Höhe seines europäischen Ruhmes. Ein Siegeslauf umherzugeschwenkt war ihm beschieden. Im Jahre 1749 als Sohn armer Arbeiterleute zu Werse im Königreich Neapel geboren, kam er 1750 nach Neapel selbst. Dort suchte der kleine Domenico Cimarosa die Armenhäuser des Minoritenlofers. Die erste musikalische Begabung und die seine Energie und Arbeitslust des Knaben erwarben — ihm bald allgemeine Sympathie, besonders war es der Organist des Minoritenlofers Vater Polcano, der sich in aufopfernder Weise des Schülers annahm und ihm nach gründlicher Vorbildung in der Musik und im Lateinische eine Stelle in dem Konventorium Santa Maria di Loreto verschaffte. Dort blieb Cimarosa vom Jahre 1761 bis 1772 und genöu u. a. den Unterricht Piccinis. Seine erste Oper erschien im Jahre 1772 im Teatro de Fiorentini zu Neapel unter dem Titel „Le strazzagante del conte“. Dieses Werk sowie eine bald darauf folgende Burleske „Le pazzo di Stelkanga o di Jorostre“ verschafften ihm eine Verlegung nach Rom, wo er für den Kardinal die „Stalana in Londra“ schrieb. Bis 1780 wirkte Cimarosa adweifelnd in Rom und Neapel und komponierte in dieser Zeit ca. 20 Opern, von denen besonders die biblischen Opern „Musalem“ und „Guditta“ als hervorragend bezeichnet werden müssen. In den Jahren 1780 bis 1787 schrieb Cimarosa weitere 21 Opern, die auf allen großen italienischen Bühnen, meistens unter der eigenen Leitung des Meisters mit Jubel aufgenommen wurden. Die letzten drei Jahre dieser Periode brachte er in Florenz zu, wo ihn die Verlegung Katharinas nach Petersburg erreichte. Selbst die Reize dorthin wurde ein einziger Sturmzug, da er in Turin den glänzenden Erfolg seiner neuen Oper „Baldomero“ und in Mailand die nicht weniger begeisterte Aufnahme seines „Tancredi Virelato“ erleben durfte. Die Petersburger Zeit war besonders fruchtbar, da Cimarosa nicht weniger als 200 Kompositionen in den vier Jahren hindenbete. Da er infolge des ungewohnten Klimas erkrankte, mußte er sich entziehen, Petersburg zu verlassen, und so folgte er der Einladung Leopold II. nach Wien. Nur ein Jahr blieb er in der Stadt, der er außer seinem Meisterwerke der „Heimlichen Ehe“, noch zwei weitere Opern beschiede, um dann in keine Heimat Neapel zurückzukehren. Der Erfolg blieb bis 57 mal wurde das Werk hintereinander aufgeführt. Von 1793 bis 1798 erschienen eine weitere Reihe neuer Opern in Neapel, Rom und Venedig. Die Gesamtzahl seiner Opernschöpfungen dürfte mit 90 nicht zu hoch gegriffen sein. Nicht nur die komische Oper sondern auch die heroische Oper hat

er besetzt. Als merkwürdige Werte seien „Priegeres“ und „Cemitaia“ genannt. Neben seinen weiteren wüthigen Werken muß sich kein Anteil an der Musik des Barock erheben lassen. Ein Arrie, Gloria ferner ein Gebet bezeichnen sich im Manuskript in der ehemaligen Wiener Hofbibliothek.

So glänzend der Aufstieg des Liebhabers der Musik war, so entsetzlich wurde sein End. Paeffels, kein erfolgreiches Nebenbuhler, dessen Liebesheit der seinen kaum nachstand, intrigierte mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln gegen ihn, ohne vorüber zu können, daß Cimarosa zum gl. Neapolitanischen Kapellmeister ernannt wurde. Was der Reiz seines Nebenbuhlers nicht erreichen konnte, erfolgte dann von selbst infolge politischer Verwicklungen. Cimarosa, der sich die französische Revolution bei der Besetzung Neapels durch Napoleon öffentlich eintrat, wurde, als die Bourbonen wieder siegen, ergriffen und zum Tode verurteilt. Der Verbleib der Kaiserin von Österreich gelang es, seine Freilassung zu erwirken; aber die Leiden der Gefangenschaft hatten seine Kraft gebrochen. Am 11. Januar 1801 starb er in Venedig am Unterleibskrebs. So lagte wenigstens das Urteil, das Dr. Piccolini, der Leibarzt des Papstes, der ihn behandelt hatte, ausstellte. Die Anna jedoch behauptete, er habe seinen qualvollen Tod durch Gift erlitten, das ihm von seinem Freunde begeben worden sei.

„Adent sua fata libelli!“ Die Wahrheit dieses Satzes zeigte sich wieder bei der Vorbereitung der „Heimlichen Ehe“ am hallischen Stadttheater. Da der vortreffliche Musikwissenschaftler der Chiron Peters (Nr. 747) überall erhältlich war, mußte ich annehmen, daß auch ein komplettes Aufführungsmaterial ohne allzugroße Schwierigkeiten zu beschaffen wäre. Aber es glückte nur mühsam, die gewünschten Noten zu bekommen. Bei der ersten Erprobung bereit stellte es sich heraus, daß die ausgetriebenen Stimmen zu große Lücken und Auslassungen enthielten, daß einige der schönsten Ensembles überhaupt bei einer Aufführung hätten wegbleiben müssen, zumal da sie in der Partitur nicht einmal vorhanden waren. Die einzige Möglichkeit wäre eine Rekonstruktion auf Grund des Originals aber jedenfalls hätte leiden müssen, so bemühte ich mich, wo möglich um ein vollständiges Exemplar und legte dabei meine ganze Hoffnung auf Dresden, da mir bekannt war, daß die dortige Bibliothek die bedeutendste Sammlung Cimaroscher Opernpartituren besitzt. Ich erhielt den bescheideneren Befehl, daß gerade die „Heimliche Ehe“ nicht mehr vorhanden sei. Man war guter Rat teuer. Schließlich mußte ich nach langen Suchen das Heimliche Ehe Material besorgen, das mir Generalintendant Hardt freundlich zur Verfügung stellte. Es war im Jahre 1853 zum letzten Mal gedruckt worden und entfällt alle vorhandene Müßigkeit, so daß nimmere unsere Aufführung freilich vor sich gehen kann. Im Interesse der dramatischen Steigerung habe ich nur einige Umlegungen der einzelnen Nummern vorgenommen.

Qual des Schaffens.

Rudolf Leonhardt, einer der Führer innerhalb den jungen, aktivistisch orientierten Literatur, läßt jedoch im Bericht von Ernst Rohdolt, Berlin, eine Sammlung Aphorismen „Alles und Nichts!“ erscheinen. Wärende Gedanklichkeit ein sich mit intuitivem Erfennen. Wir bringen im Folgenden mit Genehmigung des Verlegers prägnante Proben aus dem anziehenden Werk.

Als der eine über das Manuskript geriet, wollte er die Aphorismen nach dem Anfangsdruck haben des Schülers vorben. Den andern schmerzte es, daß man sie nicht auf der Bühne spielen könne — und er wollte eine neue Wänschheit nicht nur glauben, sondern zu ihr führen, die die können würde.

Wenn, was wahrscheinlich ist, ein Antwort zu einem Wäde ein böses Gewissen angibt, müßte jedes Wort ein haben, und in der Tat werden die meisten Antworten auch nur, mit diesem Gewissen, verknüpft. Denn vor dem abgeschlossenen Wäde hat der Verfasser mitbeweisen deshalb ein böses Gewissen, weil er so vollendet, also auch es anders vollendet, als er wollte. Lediglich spricht dieses böse Gewissen das Werk. Wenn der Verfasser dies nicht sieht, müßte es ein böses Gewissen aber das Schmeigen jedes bösen Gewissens haben.

Der Schriftsteller schüß, gerade als der Freund eintrat, wütend und verwirrt die Schriften durcheinander und